



Wie Bernard sein Weib kurierte

Wie Bernard sein Weib kurierte

Von Schw. M. Valentina

Es war vor ungefähr neun Jahren, als ein junger heidnischer Bursche, Molive mit Namen, zu unsern Schwestern auf die Missionsstation Einsiedeln kam und um Arbeit bat. Seine Bitte wurde erfüllt. Er rechtfertigte voll und ganz das Vertrauen, das man in ihn gesetzt hatte. Molive, dem die Aufsicht über den Stall und die Feldarbeit gegeben wurde, war treu und zuverlässig. Selten hatte man einen Heiden gesehen, der die Zeit so gewissenhaft ausnützte und dann noch ernstlich fragte, ob er seine Pflichten auch gut erfülle. Der Same des Christentums fiel auch hier auf fruchtbaren Boden. Molive wurde in unserer Religion unterrichtet und später auf den Namen „Bernard“ getauft. Der Eifer in der Erfüllung seiner Christenpflichten war in jeder Hinsicht erbaulich. Im Empfang der heiligen Sakramente und Beiwohnen der heiligen Messe stärkte er seine Seele für die kommenden Gefahren, die ihm bald drohen sollten.

Bernard war der älteste Sohn seiner Mutter, welche zwar noch Heidin war, aber dabei eine sehr vernünftige, sanftmütige Frau. Die einzige Schwester Bernards war bereits verheiratet und die bereits alternde Mutter hatte den Haushalt allein zu führen; sie sehnte sich nach einer Makoti, d. h. Schwiegertochter.

Hier muß ich folgendes zur Aufklärung für unsere lieben Leser bemerken: Bei den Zulus tritt die Schwiegermutter ihre Rechte nicht an die Schwiegertochter ab; im Gegenteil, diese muß folgen, auf dem Feld arbeiten, Holz und Wasser holen. Sie muß in der Hütte der Schwiegermutter bleiben, bis sie von ihr die Erlaubnis bekommt, in ihre eigene Hütte überzusiedeln. Verstehen sich nun die Schwiegermutter und die junge Frau gut, dann herrscht Frieden, und letztere wird wie ein Kind behandelt; finden sie sich aber nicht zusammen, dann ist die arme Makoti vielen Verdemütigungen ausgesetzt, besonders, wenn ihr die Mutterfreuden versagt sind. Dann regnet es spize Bemerkungen, daß die 10 oder 15 Ochsen umsonst ausgegeben wurden.

Bernards Mutter bat dringend ihren Sohn, er möchte eine Frau nehmen, welche ihr die Last im Hauswesen erleichtere.

„Siehe, mein Sohn,“ sprach sie zu ihm, „ich werde schon alt; die ganze Arbeit lastet auf mir. Deine Schwester ist bereits verheiratet, und so bin ich allein. Du bist mein Erstgeborener; ich habe Dich so lieb, Sorge jetzt für mich.“

Mit diesen und ähnlichen Beweggründen drängte sie in ihren Sohn. Bernard wollte anfangs der Mutter nicht nachgeben, denn seine Wünsche gingen woanders hin. Endlich konnte er den Bitten der Mutter nicht widerstehen; seine Wahl fiel jedoch

auf ein Mädchen, dessen Eigenschaften kein glückliches Eheleben versprachen.

Oktavia, so hieß seine Verlobte, war die Tochter eines „Induna“, des Rats Herrn eines Häuptlings. Dieser war reich an Weibern, Kindern und Herden, aber voll Eigendünkel und dummem Stolz; er war Stockheide, und in seinen Kraals standen dem Zank und Streit, der Wahrsagerei und allen andern Lastern Tür und Tor offen. Mehrere seiner Kinder liefen in die Missionschule und benahmen sich dort musterhaft, obwohl sie ihren Glauben mit schweren Opfern erkaufen mußten. Der Induna kümmerte sich übrigens wenig um seine Kinder; es war ihm gleich, ob dieselben katholisch wurden oder nicht; sie waren ja fast nur sich selbst überlassen, denn seine Weiber kannten wenig von einer Erziehungsmethode. Er selbst gebrauchte die väterliche Gewalt und Autorität nur, um seine Knaben zu züchtigen, wenn sie die Herden in fremde Maisfelder ließen und er dadurch in Verlegenheit kam, Schadenersatz zu leisten. Um seine Töchter kümmerte er sich nur bei der Verlobung, denn die brachte ihm jedesmal viele Ochsen ein.

Kehren wir nun wieder zurück zur Braut Bernards. Sie hatte einige Jahre die Schule besucht und war daselbst auch getauft worden. Oktavia war im allgemeinen ein gutes, fleißiges Mädchen. Auch nach ihrer Entlassung aus der Schule erfüllte sie ihre Christenpflichten treu. Gegen ihre zahlreichen Verehrer, besonders wenn es Heiden waren, benahm sie sich wie eine wilde Kaze, ungemein spröde und abwehrend. Da kam Bernard und warb um ihre Hand. Zum Staunen aller war Oktavia sehr entgegenkommend. Die Schwestern befiel eine heimliche Angst dabei, denn das Mädchen besaß neben ihren guten Eigenschaften ein großes Quantum Stolz und Eigensinn — ein Erbteil von ihrem Vater. — Sie konnten nicht umhin, Bernard deshalb zu warnen; aber er hatte nun einmal seine Wahl getroffen und zog dieselbe nicht mehr zurück. Der Bund der Ehe wurde geschlossen.

Nach einigen Monaten erhielt Bernard einen guten Posten als Aufseher auf einer weit entlegenen Farm, welche zur Missionsstation gehörte; er reiste 1929 mit seiner jungen Frau Oktavia dorthin, später sollte dann auch seine Mutter und seine ganze Familie folgen.

Es dauerte nicht lange, da erschien die Mutter Bernards in Einsiedeln bei der Schwester Lehrerin und bat dieselbe, ihrem Sohn Bernard zu schreiben. Die Mutter stellte in diesem Brief mehrere Fragen über die Übersiedlung und schloß das Schreiben mit folgenden Worten: „Mein Sohn, laß ja nicht das gute Einvernehmen und die Liebe, die Du zu Deiner Mutter hegst, durch Deine Frau vernichten; das wäre ein böses Ding.“ Dann teilte sie ihm noch den Tag ihrer Ankunft bei ihm mit.

Wieder verstrichen einige Monate. Da erschien Bernard auf der Bildfläche in Einsiedeln. Er freute sich wie ein Kind, seine alte Missionsheimat wiederzusehen und besichtigte mit großem Interesse seinen ersten Wirkungskreis. Es war auffallend, wie innig er vor dem Bilde der Gnadenmutter betete. Nachdem er dort all seine Sorge in die Hände der Mutter Gottes gelegt hatte, konnte er nicht umhin, auch der Schwester die Ursache seiner Bedrängnis mitzuteilen.

Oktavia hatte sich richtig als stolze, eigensinnige Frau entpuppt, wies die Ermahnungen der Schwiegermutter spitz zurück. Die Schwester suchte ihn zu trösten und sagte unter anderem: „Diesem Treiben Deiner Frau mußt Du ein Ende machen; Du weißt doch vom Brautexamen her, daß der Mann regieren soll und nicht das Weib!“

„Ja, Nkosazana, ich habe auch schon daran gedacht, zum letzten Mittel zu greifen; aber was wird der Missionar sagen, wenn ich meine Frau durchprügele?“

„Was werden sie sagen, wenn Du im Recht bist? Deine Frau darf doch nicht durch ihre Widerspenstigkeit den Fluch des vierten Gebotes auf sich laden.“

„Uqinifile Nkosazana, Du hast recht, Schwester“, meinte Bernard, als er die Missionsstation verließ. Inzwischen war aber der feste Entschluß in ihm gereift, der Widerspenstigkeit seiner Frau unnachsichtig ein Ende zu machen. Die Gelegenheit hierzu ließ nicht lange auf sich warten.

Eines Tages wies die gute Mutter Bernards ihre Schwiegertochter bei der Arbeit zurecht. Diese aber war zu stolz, den Verweis ruhig hinzunehmen; es sprudelte von Entschuldigungen, denen sich nur beleidigende, trockende Äußerungen gegen die Schwiegermutter anschlossen. Nun war Bernard geladen; er sprang auf, packte sein Weib bei den Schultern und schrie sie an: „Und das wagst Du meiner Mutter zu sagen, Du, eine Christin, sagst das einer Heidin?“ Jetzt hagelte es eine solche Tracht Prügel, daß man erstaunt war über den sonst so ruhigen Bernard. Oktavia war anfangs wie erstarrt, dann weinte sie, und als das auch nicht half, fing sie aus Leibeskräften zu schreien an: „Hilf, Mutter, hilf!“ Bernard aber warf seiner Mutter einen drohenden Blick zu und hörte erst auf zu schlagen, als er glaubte, der Eigensinn seines Weibes sei ausgetrieben. Dann nahm er Stock und Hut, verließ die Hütte, um auf den Feldern alles nachzusehen. Oktavia kauerte in einer Ecke und wußte nicht, wie ihr geschah; das Unwetter war zu schnell hereingebrochen. Auch die Mutter hatte die Hütte verlassen. „Was nun beginnen? Anfangs wollte sie trocken und kein Essen machen. „Bernard soll selber sehen, wie er fertig wird!“ Aber dann gab es gewiß eine neue und verbesserte Auflage, und dieser sich zu unterziehen, hatte Oktavia keine Lust, denn die durch-

geprügelten Knochen schmerzten sie ja sehr. Sie nahm also ihre Arbeit wieder auf, kochte das Abendessen für Bernard; dazu hatte sie zu ihrem Leidwesen nicht einmal die Genugthuung, daß man sie ihrer Schmerzen wegen bemitleidete. Weder die Mutter noch die Brüder Bernards kamen in ihre Nähe. Das aber hatte sie sich vorgenommen, kein Wort mit ihrem Mann zu sprechen.

Als Bernard nach Hause kam, stellte sie ihm lautlos das Essen vor und spielte die Beleidigte. Er aber verrichtete ebenso lautlos das Tischgebet, nahm schweigend die Mahlzeit ein und verließ die Hütte wieder, um seine Mutter aufzusuchen; erst spät abends kam er zurück, verrichtete schweigend sein Abendgebet und ging zur Ruhe. Am folgenden Morgen verließ er ebenso lautlos nach vollendeter Morgenandacht die Hütte.

Nun geriet Oktavia in eine gelinde Verzweiflung. So hatte sie ihren Bernard noch nie gesehen; er wollte nicht einmal mehr mit ihr gemeinschaftlich beten, und die Mutter blieb auch fern. Was nun beginnen? Aller Trost war verflogen, eine rasende Angst packte sie, und sie sann nur mehr, wie sie die Gunst Bernards wieder erringen könne. Sie lief zu ihrer Schwiegermutter, klagte ihr ihre Not und bat weinend um Verzeihung. Da erwachte die alte Mutterliebe wieder, und sie tröstete ihre Tochter; die Ermahnungen, welche dieselbe gestern zurückgewiesen hatte, fielen heute auf fruchtbares Erdreich.

Oktavia kehrte in ihre Hütte zurück, brachte alles in Ordnung, und nicht lange, so dampfte auch die Liebesspeise ihres Mannes auf dem Herde. Als Bernard mittags nach Hause kam, setzte ihm sein Weib alles vor, was sie nur aufreiben konnte und bat demütig: „O, Bernard, ich war so ungezogen; verzeihe mir. Ich will es nie wieder tun.“ Da leuchtete es auch in Bernards Augen wieder freudig auf, und es folgte ein so liebevoller Zuspruch, daß Oktavia ihre schmerzenden Glieder vergessen hatte.

Heute ist Bernard ein glücklicher Familienvater, geliebt und geachtet von seiner Umgebung, besonders auch wegen seiner Liebe und Ehrfurcht, die er gegen seine Mutter hegt, und wegen seines guten Einvernehmens mit seinem Weibe. — Die Kur hat gewirkt.



Vorwärts sehen, vorwärts streben,
Keinen Raum der Schwäche geben,
Dabei wahr und treu wie Gold,
Schönem und Edlem allzeit hold!